



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Das Fortleben der Antike im Mittelalter.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Das Fortleben der Antike im Mittelalter.

Wenn schon zur Zeit der ersten Cäsaren der Römer seine Hände nach den germanischen Gebieten ausstreckte, so wurde zunächst Gewalt mit Gewalt erwidert. Weniger hartnäckig, wie alle Völker in den Tagen ihrer Kindheit, scheint der Deutsche den Lockungen des römischen Luxus, dem Einfluß römischer Bildung Widerstand geleistet zu haben; dieß läßt sich wol aus den zahlreichen Funden römischer Münzen, Schmucksachen aller Art und den Waffen römischer Abkunft in germanischen Gräbern folgern. Auf die Länge der Zeit konnte der rohe Sohn der Natur dem gebildeteren, wenn auch feindlichen Nachbar in diesen Dingen nicht mehr widerstreben. Römische Städte, die größtentheils wie Aachen, Koblenz, Köln, Trier, Augsburg und viele andere noch gegenwärtig ihren ursprünglichen lateinischen Namen in nur verstümmelter Form fortführen, erstanden allmählig aus den befestigten Lagern und in ihnen wiederum entwickelten sich ungestört römische Einrichtungen. Römische Fora, Paläste, Tempel, Basiliken, Theater, Befestigungen, Münzstätten, Grabmäler und Communicationsbauten erhoben sich auf deutschem Grund und Boden, von denen Einzelnes noch mehr oder weniger gut erhalten ist.

Wer kennt sie nicht die gewaltige Porta nigra zu Trier oder jenes römische Gebäude derselben Stadt, das sie jetzt, obgleich grundlos, für eine römische Handels- und Gerichtshalle ausgeben? Mit römischen Gedenksteinen, wie mit kleinerem Bildwerk aller Art, an Ort und Stelle selbst ausgegraben, sind die Alterthums Museen der rheinischen Städte und die Städte Süddeutschlands noch heutzutage reichlich ausgestattet. Die sogenannte Teufelsmauer, den alten Römerwall, können wir noch auf ihrer ganzen Ausdehnung verfolgen.

Wie viel mag dagegen im Laufe der Zeit bis zur Unkenntlichkeit abgerieben, vom Roste angeagt, theilweise aber auch von dem frommen Wahn, wie jener vor einer Kirchthür gesteinigte Venusorso verstümmelt, zu Grunde gegangen sein! Anderes hätte der Metallwerth und die Habsucht der Menschen dem unvermeidlichen Untergang entgegengeführt, wenn es nicht die Vorsehung, wie jene erst kürzlich in den Fluten des Rheines aufgefundenen herrliche Bronze-statue, den gierigen Augen der Nachwelt entzogen hätte.

Daß schon in jener Zeit die römische Baukunst einen, wenn auch nur vorübergehenden Einfluß auf die Stämme der Deutschen ausgeübt habe, läßt sich aus der öfteren Erwähnung zerstörter Tempel bei deutschen Völkerschaften folgern: aus Tacitus wissen wir ja, daß der Germane von Haus aus seine Götter nicht in Tempeln von Menschenhänden gemacht, sondern nur in den schattigen Domen seiner Wälder verehrte. Ferner deutet darauf die Erschei-

nung hin, daß auch die allergewöhnlichsten und allerunentbehrlichsten Bezeichnungen baulicher Thätigkeit wie Dach, Mauer, Angel, Pforte, Fenster lateinischen Ursprungs sind. Ja, dem Stamm der Angelsachsen mangelt sogar das Wort „bauen“ selbst, und er ist daher genöthigt, sich des nur zur Bezeichnung des Holzbaues geeigneten Wortes „zimmern“ für diese Thätigkeit schlechthin zu bedienen. Wenn etwas, so beweisen diese Dinge, daß wenigstens der Steinbau und seine Technik nicht heimischen, sondern römischen Ursprungs sind.

Liegt doch jene alles Fremde kalt abstoßende Sprödigkeit andrer Nationen überhaupt gar nicht im Charakter der germanischen Volksstämme begründet, die sich vielmehr überall, wohin sie auch ihr Muth und ihr Geschick warf, mit einer fast weiblichen Weichheit an das Vorgefundene angeschlossen haben. Schon der große Theodorich, der Beherrscher der Ostgothen, regierte weiser, wie vordem jene mächtigen Cäsaren Roms gemeinsam die Germanen und Römer, gleich billig gegen jeden der beiden Theile. Aus dem besiegten, aber an geistiger Bildung seinem Volke überlegenen Stamme der Römer wählte er vorurtheilsfrei seine höheren Beamten, in der gewandteren, für den Verkehr geeigneteren lateinischen Sprache erließ er seine Befehle. Für die Erhaltung der Bauwerke des römischen Volkes sorgte der neue Herrscher durch specielle Verordnungen und endlich warf sich der angebliche Barbar sogar zum Beschützer der Künste und Wissenschaften auf. Sein eigenes noch ziemlich unverfehrt erhaltenes Grabmonument in der Nähe Ravennas ließ er in der thurmartigen Gestalt römischer Grabdenkmäler aufführen. Sein Palast war ein Abbild des Diocletianischen zu Salona, so weit Beschreibungen und Trümmer noch einen Blick in denselben gestatten. Römischen Ursprungs sind selbst die feineren Gliederungen an seinen Bauwerken, und um auf das sprachliche Gebiet überzuspringen, die Reste der auf uns gekommenen gothischen Bibelübersetzung enthalten eine wenigstens für den Umfang, wie die kurze Zeit des Verkehrs zwischen Gothen, Griechen und Römern nicht unbedeutende Anzahl von Fremdwörtern. So steht es mit der Antike und ihrer Aufnahme bei demjenigen Stamme der Germanen, von dem wir, wie von keinem zweiten in so früher Zeit, durch schriftliche und monumentale Ueberreste genauer unterrichtet sind.

Der Weichheit und Nachgiebigkeit des germanischen Bestandtheiles in Frankreich verdanken bekanntlich die Sprache und die Einrichtungen dieses Landes überhaupt erst ihr Dasein. Zur Zeit der Merovinger, ja sogar noch unter Karl dem Großen bestanden auf fränkischem Boden die lateinische und unsre Muttersprache friedlich nebeneinander, letztere genoß sogar noch den Vorzug, Sprache der Sieger, des Hofes und seines Adels zu sein. Allmählig trat das germanische Element jedoch in den Hintergrund, das lateinische

dagegen gewann die Oberhand, so daß schon zur Zeit Karl des Kleinen die Erlernung des Deutschen, das als Sprache der Großen immer noch von Wichtigkeit war, Schwierigkeiten verursachte. Die Nachkommen der im Lande einst ansässigen Römer, ihre Sitte und Bildung so wie die südliche Natur überhaupt trug hier einen für alle Zeiten entscheidenden Sieg über den nordischen Bestandtheil davon, dem das Schicksal dafür eine um so reichere und vollere Entwicklung jenseit des Rheines zugewiesen hatte.

Hier ereignete sich gerade der entgegengesetzte Fall. Das deutsche Element, weil es hier umgekehrt wie dort drüben das volksthümliche und ursprüngliche war, unterjochte die von den Herrschern und der Geistlichkeit das ganze Mittelalter hindurch begünstigte römische Sprache, Sitte und Bildung wenigstens in den untern Schichten des Volkes.

Sehen wir jetzt genauer zu, wie zur Zeit Karl des Großen und seiner Nachfolger die beiden scheinbar unverträglichen Kräfte im Leben, in der Wissenschaft, in der Dichtung, in den einzelnen Zweigen der bildenden Kunst sich gegenüberstanden. Ich denke das Endergebniß unsrer Betrachtung wird sein: daß es eine Renaissance im engeren Sinne des Wortes nicht gibt, geben kann und soll. Was in Saft und Kraft, was in das Blut des gesammten deutschen Volkes übergegangen, was im Laufe der Zeiten bereits verarbeitet ist, das darf man nicht einseitig wieder ausscheiden: dem soll man auf der einen Seite ebenso wenig gewaltsamerweise ein Uebergewicht wieder zu verschaffen suchen, das ihm nicht mehr gebührt, als man von der andern es gewalthätig binausdrängen darf aus Engherzigkeit und geistiger Beschränktheit. Die Gebeine Karl des Großen haben im antiken Proserpinesarge bis auf die Tage Barbarossas ebenso ruhig und zweckmäßig geschlummert, als in dem goldenen Reliquienschein, in welchen man sie in jener Blütezeit des Mittelalters einsargte; sollten wir gegenwärtig im Besiz klarerer Einsicht etwa thöricht genug sein, sie nochmals aus ihrer Ruhe stören zu wollen, um sie wieder in jene frühere antike Behausung zu übertragen, selbst wenn diese jenem Weltbeherrscher und seinen Ideen angemessener sich herausstellen sollte, als jene spätere des Mittelalters?

Die römische Macht und Herrlichkeit hatte Karl auf der unverwüstlichen Trümmerstätte der alten Welt, in Rom selbst kennen gelernt. Der Abglanz jener alten Herrlichkeit schon hatte sein Auge geblendet. Hier mögen daher, wie man annimmt, in seinem Kopf zuerst jene Gedanken aufgetaucht sein, die ihn nach dem Ausdruck eines neueren Schriftstellers zum „Sendboten römischer Kunst und Geisteskultur machten.“

Das Staatsideal Karl des Großen war es: die römische Weltmonarchie wieder herzustellen. Seine imperatorischen Ideen standen im engsten Zusammenhang mit den durchaus römischen Gedanken seiner Zeit, die ihm den Weg

in das Herz Deutschlands bahnten, und vor denen sich schließlich selbst das widerstrebende germanische Unabhängigkeitsgefühl beugen mußte. Die römische Staatsordnung, unzweifelhaft die vornehmste Schöpfung der alten Welt, hatte selbst den Sturz des weströmischen Reiches überdauert und bestand damals wie der Staat selbst noch im Osten ziemlich unberührt. Die römische Kirche wurde die Trägerin dieser alten Ordnung der Dinge, welche nun auf den jugendlichen Stamm der germanischen Völker gewaltsam, wie es diese Operation einmal mit sich bringt, aufgepfropft, für die Zukunft doch ihre gesegneten Früchte tragen sollte.

Die lateinische Sprache wurde in den Schulen des Reiches, welche unter der durch und durch römischgesinnten Geistlichkeit standen, eingeführt. Karl der Große selbst soll das Lateinische gesprochen und das Griechische wenigstens verstanden haben.

An seinem Hofe wurde das Studium des Alterthums eifrig betrieben, wenngleich schließlich in manchem, wie in Alkuin die engherzige Besorgniß Raum gewann, durch das Lesen der alten heidnischen Autoren seinem Seelenheil zu nahe zu treten. Der römische Stil wurde in einer freilich äußerst trockenen und schwerfälligen Form von allen Seiten nachgeahmt. Lateinisch war damals die Sprache der Kirche, der Wissenschaft, der Geschäfte, des brieflichen und mündlichen Verkehrs. Römische Titel waren allbeliebt und gesucht: der große Karl selbst nannte sich, so gut wie seine Vorfahren, *Patricius*, und das Endziel all seines Strebens ging nach dem Namen eines Imperators und der Kaiserkrone, mit der ihn Leo der Dritte im wohlverstandenen eignen Interesse endlich überraschte. Vergleiche der damaligen Zustände mit denen der alten Welt schmeichelten Karls Ehrgeiz: seinen Lieblingsort Aachen hörte er gar zu gern von seinen Hofpoeten als ein zweites werdendes Rom bezeichnen.

Niemals vielleicht haben die kirchliche und die weltliche Macht sich gegenseitig so einträchtig in die Hände gearbeitet, wie in jenen Tagen. Sie deshalb anzuklagen, sie einer Verschwörung zum Untergang deutscher Art und Sitte zu bezüchtigen, wäre etwa die Art schaler Poeten, die nur ihren eignen, nie aber den Gedanken der Weltgeschichte zu denken fähig sind. Wenn auch der Glanz des Reiches mit dem Genie seines Herrschers erlosch, die trügerische Schale, weil sie unnütz war, abfiel, so blieb doch nach dem Untergang der Form der gesunde Kern übrig, welcher von jetzt ab, aus dem heimischen Boden Kraft saugend, nach trüben und stürmischen Zeiten jenen seltsam verzweigten Stamm der mittelalterlichen Welt aus sich hervorsproießen zu lassen fähig war.

Versuchen wir es, den einzelnen Wurzeln nachzugraben und nachzugehen, so weit dies noch möglich ist; verfolgen wir zunächst die Literatur, so weit sie

uns in dieser Hinsicht Aufschluß gewähren kann. In der Regel gibt sie die eine bestimmte Zeit bewegenden Gedanken in der allerungeschminktesten und ungesuchtesten Gestalt. Ich denke, es soll sich herausstellen, daß selbst ein Mann, wie Karl der Große war, seine Welt nicht willkürlich gestaltete, sondern daß selbst er und seine Bestrebungen nur das unbewußte Product einer ganzen und gewaltigen Zeitrichtung waren.

Die Wissenschaft jener Tage, so weit davon überhaupt die Rede sein kann, war die der Römer, freilich in eine Form eingeeengt, für welche sie in den letzten Jahrhunderten nach der Erschlaffung origineller Kraft von den emsigen Händen kleinlicher Grammatiker zum Haus- und Schulbedarf zugerichtet war. Erst nachdem diese Vorstudien beendet waren, wandte man sich zu den Dichtern, den Historikern und den Philosophen der Blütezeit selbst, deren Schriften und Ansichten in einer uns kaum begreiflichen Weise in dem Bewußtsein der Gebildeten noch lebendig waren. Das Studium der gesammten Philosophie wurde von den Geistlichen als eine unerläßliche Vorstufe höherer Erkenntniß angesehen und verlangt. Die Historiker der Alten werden mit Vorliebe, wenn auch oft in einer höchst komischen Weise, von Schriftstellern citirt. In der Dichtkunst endlich hält man sich noch streng an die Maße der alten Poesie: der mittelalterliche Reim ist den Gedichten damaliger Zeit ganz fremd. Alkuin, so gut wie sein Schüler, Rhabanus Maurus gebrauchen für ihre Kirchenlieder den Hexameter und selbst das sapphische Maß ist von ihnen dafür in Anwendung gebracht worden.

Ermoldus Nigellus, ein etwas lockerer mönchischer Schriftsteller aus dem Beginn des neunten Jahrhunderts, der bei dem frommen Kaiser Ludwig in Ungnade gefallen war, versucht ganz wie weiland Ovid die Gnade seines Herrn und Herrschers durch ein de- und wehmüthiges Gedicht wiederzugewinnen: im Anfang desselben fleht er zwar die Hilfe der heiligen Maria an, wie er selbst gesteht, weil er mit den Nymphen, den Pieriden, Phöbus und Apollo, welche die alten Dichter berauscht anriefen, nichts zu thun haben wolle; aber bald besinnt sich der fromme Mann eines Bessern. Im Beginn seines Gedichtes zum Lobe des ruhmreichen König Pipin hebt er ungenirt mit jenen alten Heiden an:

„Auf, o Thalia, beliebts, so vereine dich unsrem Bemühen,
Bringe die Worte geschwind meinem Gebieter und Herrn!

Im Uebrigen strotzen seine Erzeugnisse wahrhaft von gelehrtem, überflüssigem Kram. Er begnügt sich nicht damit, zu versichern, daß kaum Virgil und Homer, geschweige seine Wenigkeit die Leute wären, des Kaisers Thaten würdig zu preisen, sondern bezeichnet als solche Stümper, die es nicht vermöchten, ununterbrochen und in einem Athem auch sogar Ovid, Cato, Placcus,

Vucanus, Tullius Cicero, Macer, Plato, Sedulius, Prudentius, Juvenius, Fortunatus und Prosper. Karl der Große besitzt nach ihm einen Senat. Die Aehren sind „der Ceres Geschlecht reif für die Sichel der Saat“. Den Werth „der süßen Trauben des Bacchus“ versteht er zu schätzen wie einer und läßt sie Papst und Kaiser trefflich munden. Bei dem Mahl lassen sich die hohen Herrschaften nach Sitte der Alten „Naß über die Hände sprengen“. Bei der Weinlese schwingt der Winger „die Gimbel“. Wer in den Krieg zieht, „stürmt in den Kampf des Mars“ und wer das Unglück hat, darin zu fallen, „wird zum Orkus entsendet“. „Den Tag führt die hehre Aurora herauf“ und wer sollte nicht geneigt sein, sobald der Sänger von Phöbus spricht, der „aufs neue im goldenen Haare erglänzt“, an die gleichzeitigen Darstellungen der Sonne als Apollo mit dem Nimbus in Karolingischen Miniaturen zu denken? Wie nun anderwärts die Sonne von der bildenden Kunst als ein Jüngling auf einem vierspännigen Wagen stehend dargestellt wird, so läßt auch unser Dichter „Helios Rosse den Tag heraufführen“.

In vergleichenden Schilderungen erreicht Rigellus nach dem Vorbild der alten Dichter eine ihnen nahebei ebenbürtige Anschaulichkeit, wie folgendes Gleichniß in echt antikem Stil darthut:

„Aber wie hoch aus den Wolken sich schwingend ein Habicht herabstößt,
Raubend den Vogel im Fang, in sein Geflüste dann fliegt;
Doch rings krächzen die Freunde und rauhe Tön' in die Lüfte
Rufen vergeblich und nachfolgen dem Vogel im Flug:
Aber der sitzt im Sichern und reißet und hacket die Beute,
Wendend sie überall hin, wie es ihm immer gefällt zc.“

Wer das liest, hoffe ich, wird nicht mehr geneigt, bei den ganz ähnlichen Erscheinungen in der bildenden Kunst jener Zeit von einer „ganz unverstandenen, rein äußerlichen, fast unbewußten“ Nachbildung der Antike zu sprechen. Jene Künstler wußten so gut, wie die des sechzehnten Jahrhunderts, was sie bildeten und bezweckten; sie haben mehr reproduciren wollen, als eine todte, ihnen bereits unverständliche Formensprache.

So stand es mit der Antike im Karolingischen Zeitalter in dem Gebiete der Literatur. Wer möchte es noch Ottfried, dem Verfasser der althochdeutschen Evangelienharmonie verargen, wenn er in der Einleitung zu seinem Werke in einer wohlbegründeten Opposition gegen diese Geistesrichtung begriffen „die Welt im neunten Jahrhundert nach Christus von den Gedichten der Lateiner beherrscht nennt“! Selbst die verschwommenen Gespenster jener Zeit gewinnen durch die allgemein verbreitete antike Anschauungsweise in der Einbildungskraft der sie Schildernden eine gewisse plastische Form und Gestalt. Wenn in der Lebensbeschreibung des heiligen Gallus erzählt wird, „dem Heiligen seien zwei Teufel in Weibergestalt erschienen, die nackt am Ufer der

Steinach standen und ihm die Scham ihres Körpers wiesen, gleichsam als wären sie im Begriff sich zu baden“, so wird man unwillkürlich an die Venus der Alten und ihr Gefolge erinnert, wie wir ihr als Personification des Heidenthums auf den ziemlich gleichzeitigen aachner Kanzelreliefs begegnen. Die Götter der Alten waren ja zu Dämonen nach den Begriffen der altchristlichen Zeit herabgesunken. Der Vergteufel, welcher den Wasserteufel in derselben Schrift gegen den heiligen Gallus zu Hilfe ruft, schmeckt sicherlich noch stark nach dem Pan und den Satyrn der alten Welt, wie sie in ihrer antiken Gestalt auf denselben Reliefs zu den Füßen der als Juno dargestellten Personification der christlichen Kirche sich herumtummeln.

Wie in solchen Fällen die Anschauung der Alten gleichsam die Phantasie der Karolingischen Zeit gefangen nahm und in Fesseln schlug, so hat dieselbe anderweitig sogar direct die Hand der Zeichner und Former geleitet. Bei der überaus geringen Zahl der uns erhaltenen Kunstwerke jenes Zeitraumes sind wir zunächst und vorzugsweise auf die Miniaturen und die überaus beliebten Elfenbeinarbeiten angewiesen, ohne daraus irgendwie zu der Folgerung berechtigt oder veranlaßt zu sein: in andern Zweigen der Kunst sei dies in geringerem Maße der Fall gewesen, als hier bei diesen Producten der Kleinkunst.

Der durchgängig angewendeten persönlichen Darstellung von Sonne und Mond als Apollo und Diana ist beiläufig wenigstens von mir schon Erwähnung geschehen. Gewöhnlich fahren sie auf einem zwei- oder vierspännigen Wagen, jener mit Pferden, diese mit Kühen. Um ihr Haupt zieht sich der Strahlenkranz; daß die Sonne in der modernen Zeit weiblichen und der Mond männlichen Geschlechts ist, also umgekehrt wie in der alten Welt, darauf wird von dem Künstler gar keine Rücksicht genommen. Anderwärts erscheinen sie auch vereinzelt mit dem Urtypus des modernen Heiligenscheines, dem Nimbus der Alten um das Haupt, in einer Form, die er bereits auf einzelnen Pompejanischen Gemälden, auf antiken Vasen und Terrakotten angenommen hat. Diana trägt als Mondgöttin auch in Karolingischer Zeit noch hin und wieder den Halbmond auf dem Haupt. Am Ausgang derselben sucht man Sonne und Mond den Typus von Christus und Maria aufzudrücken. Die Flüsse sind in den Miniaturen und Schnitzereien noch jederzeit als antike Flußgötter mit Basen unter dem Arm oder zur Seite, aus denen ein Wasserstrahl hervorbricht, gezeichnet. Persönlich dargestellt wird nicht minder Erde und Meer. Wie die römische Kunst alle nur denkbaren Begriffe personificirte, so behielt auch die Karolingische, ihr verkümmerter aber gehorsamer Sprößling, diese Ausdrucksweise der Mutter bei oder stammelte sie ihr nach, indem sie der christlichen Kirche, dem Heidenthum, der Klugheit, Gerechtigkeit, Vergänglichkeit, der Sünde und ähnlichen Abstractionen, Gestalt und damit Wesenheit verlieh.

(Schluß folgt.)